

A woman with blonde, wavy hair is shown in profile, looking towards the right. She is wearing a white patterned top. The background is a bright blue sky with light clouds. The bottom of the image shows a desert landscape with red rock formations and sparse vegetation under a blue sky with wispy clouds. The text is overlaid on the image.

Ashley
Carrington

Jessica
*In der Ferne
lockt das Glück*

Weltbild

Ashley Carrington

Jessica

In der Ferne lockt das Glück

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright der Originalausgabe © 1987 by
Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright der Originalausgabe © 1987 by Rainer M. Schröder,
vertreten durch AVA international GmbH, Germany. www.ava-international.de
Covergestaltung: zeichenpool, München
Titelmotiv: Mauritius Images, Mittenwald (© Urbanlip); Shutterstock (© Katrina Leigh),
(© kwest), (© twobluedogs)
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-269-8

Für R. M. S.,
der mir die Kraft gab und
nie den Glauben an
mich verlor.

Tiefschwarze Nacht lag über der Sträflingskolonie New South Wales, als sich die beiden Todfeinde erneut Auge in Auge gegenüberstanden. Gouverneur William Bligh, von Feinden und Spöttern auch »Brotfrucht-Bligh« oder »Bounty-Bligh« genannt, empfing John MacArthur im Arbeitszimmer seiner Residenz, die am Ostufer der malerischen Bucht von Sydney lag. Er kochte innerlich vor nur mühsam unterdrücktem Zorn, dass es überhaupt notwendig geworden war, den Großgrundbesitzer zu einem Gespräch zu sich zu bitten. Jawohl, er hatte darum gebeten, zum Teufel noch mal! Dabei hätte er ihn am liebsten in Ketten legen und in ein finsternes Kerkerloch werfen lassen!

»Stehe ganz zu Ihren Diensten, Exzellenz«, machte sich John MacArthur bemerkbar, nachdem der Hausdiener ihn dem Gouverneur gemeldet hatte und nun hinter ihm die hohen Doppelflügel der Tür schloss. Seine Stimme hatte einen beiläufigen, spöttischen Unterton, als wüsste er, wie sehr es dem Gouverneur widerstrebte, ihn zu empfangen – gab er dadurch seiner Ansicht nach doch zu erkennen, dass er sich über die wahre Machtverteilung in New South Wales keine Illusionen mehr machte.

Die Arme auf dem Rücken verschränkt, stand Gouverneur Bligh am Fenster, eine kantige, beeindruckende Gestalt von dreiundfünfzig Jahren. Er hielt sich steif und aufrecht wie ein Ladestock. Er hatte die meiste Zeit seines Lebens die Planken eines Schiffes unter seinen Füßen gehabt und auf den Schiffen, die unter seinem Kommando standen, mit der Strenge eines absoluten Herrschers regiert. Diplomatie war seine Stärke nicht, doch als Gouverneur dieser Kolonie wurde sie von ihm erwartet. Es war seine Pflicht – der Teufel mochte sie holen –, sich sogar mit diesem infamen Aufrührer John MacArthur abzugeben!

Mit einer abrupten Bewegung drehte er sich zu seinem späten Besucher um, das von Wind und Wetter gegerbte Gesicht verschlossen.

Einen Augenblick musterten sich die Widersacher schweigend. John MacArthur stand lässig an der Tür, ein großer, elegant gekleideter Mann von vierzig Jahren, mit einer scharfgeschnittenen Nase und welligen schwarzen Haaren, die er nach vorn in die Stirn gekämmt trug, um lichte Stellen zu verbergen. Er erwiderte den stechenden Blick von Bligh mit der für ihn so bezeichnenden Selbstsicherheit, die er nicht selten bis an die Grenze der Unerträglichkeit herauskehrte.

Es war MacArthur, der schließlich das feindselige Schweigen brach. »Sie haben um diese Unterredung gebeten, Exzellenz. Ich gehe deshalb wohl nicht fehl in der Annahme, dass es sich um Dinge von nicht unwesentlicher Bedeutung handeln muss, die Sie zu dieser späten Stunde mit mir zu besprechen wünschen.« Seine Gesten, die er mit dem vergoldeten Gehstock machte, unterstrichen noch den Eindruck seiner Selbstgefälligkeit.

Blighs Gesicht nahm einen verdrossenen Ausdruck an. Das war es, was Bligh an diesem MacArthur noch mehr als dessen Intrigen hasste: diese aalglatte, arrogante Art, die er an den Tag legte – sogar ihm gegenüber, dem Gouverneur und Stellvertreter des Königs! Und er hatte Mühe, ihm nicht auf seine derbe, direkte Art zu antworten.

»Ich habe Sie nicht kommen lassen«, antwortete er, das Wort »gebeten« dabei bewusst vermeidend. MacArthur war schon aufgeblasen genug. Doch da er nicht länger den Offiziersrock trug, hatte er ihn schlecht zu sich befehlen können, »um mit Ihnen wichtige Angelegenheiten zu besprechen, Mister MacArthur, sondern um Ihnen einen guten Rat zu geben, ja, Sie zu warnen!«

Der Großgrundbesitzer, der wohl zu den reichsten Männern der jungen Kolonie zählte und die größte Farm mit Tausenden Acres bestem Weideland bei Parramatta sein Eigen nannte, gab sich überrascht und zog die Augenbrauen hoch. »Warnen, Sir? Ihre Wortwahl verwundert mich, gelinde ausgedrückt.«

»Wenn Sie so weitermachen, werden Sie bald wirklich Grund haben, sich zu wundern!«, versicherte Bligh.

»Sie sprechen in Rätseln, und ich habe nicht die Absicht, meine Zeit mit dem Lösen von Rätseln zu vergeuden, ... Sir!«

»Sie wissen genau, wovon ich rede!«, stieß Gouverneur Bligh erregt hervor. Was das hitzige Temperament anging, standen sich die beiden Männer in nichts nach. Bligh war genauso aufbrausend und selbstgerecht wie sein ärgster Kontrahent in dieser Kolonie. Das wusste er auch, doch hielt er sich zugute, dass er niemals im Handeln ungerecht war. Das hatte auch das Kriegsgericht bestätigt, das die Vorgänge, die zur Meuterei auf seinem Schiff, der *Bounty*, führten, geprüft hatte. 1789 war das gewesen, vor über achtzehn Jahren.

»Bei allem Respekt, Sir, aber ich verstehe ganz und gar nicht, wovon Sie reden«, stellte sich John MacArthur ahnungslos und genoss insgeheim die Erregung des Gouverneurs. Vor fast anderthalb Jahren, im August 1806, hatte *Bounty*-Bligh Gouverneur King abgelöst. Und er war angetreten, das Rum-Monopol zu brechen, das MacArthur mit seinen Freunden vom Offizierscorps und ein paar geschäftstüchtigen Händlern aufgebaut hatte. Rum regierte die Kolonie, und da sie den Handel damit beherrschten, lag die tatsächliche Macht in ihren Händen – und nicht in denen des Gouverneurs, wie immer er auch heißen mochte. Das war schon zu Zeiten von Gouverneur Hunter und Gouverneur King so gewesen, und daran hatte auch der hartgesottene Bligh, den ihnen das Kolonialamt in London geschickt hatte, bisher nichts ändern können.

Bligh ballte die Hände zu Fäusten. »Sie und Ihre Offiziersfreunde vom New South Wales Corps sabotieren meine Befehle und Anordnungen ... wie Sie auch die meiner Vorgänger sabotiert haben!«

John MacArthur straffte sich. »Sie sind der Gouverneur der Kolonie, aber das gibt Ihnen noch längst nicht das Recht, einen freien Mann solcher Dinge zu beschuldigen! Ihre Bemerkungen verletzen meine Ehre, Sir, und ich könnte Sie dafür zum Duell fordern!«

Ein verächtliches Lächeln trat auf Blighs Gesicht. »So, wie Sie vor ein paar Jahren Ihren Vorgesetzten, den Truppenkommandeur, zum Duell gefordert haben, als Sie mit seinen Befehlen nicht einverstanden waren und noch den Rock des Königs trugen, ja? Dafür hätten Sie den Strick verdient!«

»Die Anklage erwies sich als gegenstandslos, und es wurde kein

Kriegsgerichtsverfahren gegen mich eingeleitet, falls Sie das vergessen haben sollten«, gab MacArthur spöttisch zurück.

Bligh starrte ihn wütend an. Er hatte es nicht vergessen und erinnerte sich noch sehr wohl, warum man MacArthur in London nicht den Prozess gemacht hatte. Die sehr detaillierte Anklageschrift, die Gouverneur King zusammen mit dem unter Arrest stehenden John MacArthur nach England geschickt hatte, war trotz größter Sicherheitsvorkehrungen während der monatelangen Überfahrt verschwunden. Und in London hatte MacArthur es verstanden, seine zahlreichen Gönner und einflussreichen Freunde zu seinem Nutzen zu mobilisieren. Zwar hatte er die Offizierslaufbahn an den Nagel gehängt, doch er war nicht nur ungestraft, sondern geradezu als strahlender Sieger nach New South Wales zurückgekehrt – mit einer Landschenkungsurkunde, die seine Farm um mehrere Tausend Acres fruchtbares Land vergrößert hatte. Und dass er nicht länger die Uniform trug, hatte ihn nicht daran gehindert, bei seinen Offiziersfreunden weiterhin das große Wort zu führen – und die Fäden des Monopols in der Hand zu behalten.

»Ich weiß, dass Sie mit den Duellpistolen schnell bei der Hand sind«, gab Bligh kalt zurück. »Aber ich werde Ihnen diese Genugtuung nicht geben. Wir sind hier unter vier Augen, und ich sage Ihnen zum letzten Mal, dass ich nicht länger gewillt bin, Ihrem Verhalten tatenlos zuzusehen.«

»Ich bin Farmer und habe wie jeder andere freie Siedler das Recht, meine Interessen zu vertreten. Ihre Anschuldigungen sind grotesk!«, verwahrte sich MacArthur.

»So? Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Jedem in der Kolonie ist bekannt, dass Sie und Ihre Freunde einen schwunghaften Handel mit Rum betreiben, und dieses Rum-Monopol hat die Kolonie lange genug stranguliert.«

»Sir! Das werden Sie auf der Stelle ...«, setzte MacArthur zu einem heftigen Protest an. Bligh fuhr ihm barsch in die Rede. »Lassen Sie mich ausreden! Ich weiß, dass Sie und Ihre ... Kameraden illegale Rum-Destillieren betreiben, seit ich die Einfuhr von Rum streng kontrollieren lasse, und diesen Fusel zusammen mit Ihren Komplizen mit einem ungeheuren Profit verkaufen. Doch das wird ein Ende haben!«

»Ich gedenke nicht, mir diese ... Ungeheuerlichkeiten noch länger anzuhören, Sir!«, erwiderte John MacArthur voller Empörung. »Ich dachte, wir hätten einen Kompromiss finden können, der zum Wohle der Allgemeinheit ...«

»Wie können Sie es wagen, vom Wohl der Allgemeinheit zu sprechen?«, schnitt Bligh ihm das Wort ab, und seine Stimme bebte vor Zorn. »Das Wohl der Allgemeinheit interessiert Sie doch einen Dreck! Ihnen geht es doch nur darum, Ihre Taschen zu füllen. Dass Sie dabei die Kolonie aussaugen, schert Sie doch genauso wenig wie das Schicksal der Sträflinge, die sich mit Ihrem verfluchten Fusel zu Tode saufen!«

John MacArthur stieg das Blut ins Gesicht. »Das reicht, Gouverneur Bligh!«

»O nein, das reicht noch längst nicht!«, donnerte Bligh, während MacArthur schon auf die Tür zuschritt. »Ich werde mir Ihre Intrigen, Ihr aufrührerisches Verhalten gegen den König nicht länger gefallen lassen. Dies war meine letzte Warnung, Mister MacArthur,

haben Sie mich verstanden?!«

MacArthur riss die Tür auf und fuhr noch einmal zu Bligh herum. Sein Gesicht war hassverzerrt. »Ich habe sehr wohl verstanden, Gouverneur!« Er spuckte das Wort förmlich aus. »Aber offensichtlich haben Sie noch nicht verstanden, dass Sie sich hier nicht auf einem Kriegsschiff befinden, wo Ihr Wort Gesetz ist und Sie uneingeschränkt über Leben und Tod bestimmen können! Dies ist eine Kolonie, und da gelten andere Gesetze, die auch Sie zu beachten haben!« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich wieder um und knallte die Tür hinter sich zu.

»Dieser verdammte Dreckskerl!«, fluchte Bligh, griff nach seiner Tonpfeife und schleuderte sie gegen die Wand, wo sie in Scherben zerbrach.

Wütend auf MacArthur und auf sich selbst, weil er sich wieder zu einem derartigen Gefühlsausbruch hatte hinreißen lassen, ließ er sich in seinen ledergepolsterten Armsessel fallen. Er fühlte sich plötzlich sehr müde und sehr alt.

Welch merkwürdige Wendung hatte sein Leben doch genommen. Er war immer ein Mann der See gewesen. Mit James Cook war er als Steuermann um die Welt gesegelt, hatte sich als Captain unter Lord Nelson in blutigen Seeschlachten höchste Auszeichnungen erworben und war als Held in die Geschichte eingegangen. Wer konnte vorweisen, was er vorzuweisen hatte? Als ihn die verfluchten Meuterer mit neunzehn Getreuen in einem kleinen, offenen Boot mitten in der Südsee ausgesetzt hatten, hatten sie fest mit ihrem Tod gerechnet. Doch ihm war das Unvorstellbare gelungen: Fast ohne Wasser und ohne Nahrung und im Kampf gegen Stürme und kriegerische Eingeborene hatte er sie in dieser Nussschale nach Batavia gebracht – und dabei viertausend Seemeilen zurückgelegt. Eine seemännische Meisterleistung, die ihn in England zum Helden gemacht hatte.

Er seufzte. Wie hatte er sich doch geehrt gefühlt, als man dann ausgerechnet ihm den Posten des Gouverneurs der erst 1788 gegründeten Sträflingskolonie angeboten hatte. »Sie sind ein Mann von eisernem Willen, wie die Vergangenheit bewiesen hat, und verstehen es, für Recht und Ordnung zu sorgen«, hatte man ihm in London geschmeichelt. »Und so einen Mann, der sich durchzusetzen weiß, brauchen wir jetzt in New South Wales. Sehen Sie zu, dass Sie dort unten Ordnung in die Kolonie bringen und diese leidige Geschichte mit dem Rum-Monopol aus der Welt schaffen. Wenn wir nicht wieder mit Frankreich im Kriege lägen, würden wir das New South Wales Corps einfach durch reguläre Truppen ersetzen. Aber wir können jetzt nicht ein einziges Regiment entbehren. Napoleon setzt uns ganz schön zu. Aber Sie werden es schon machen!«

William Bligh lachte bitter auf. Er hatte auch geglaubt, dass er in kürzester Zeit Ruhe und Ordnung in die Kolonie bringen und das Rum-Monopol brechen würde. Doch er hatte die Rechnung ohne die Truppen gemacht. Statt den Gouverneur zu unterstützen und dafür zu sorgen, dass seine Anordnungen befolgt wurden, hatte das Corps vom ersten Tag an fast geschlossen Front gegen ihn gemacht. Was immer er auch unternahm, es war jedes Mal so, als würde er gegen eine unsichtbare Wand laufen.

Was ihn am meisten verbitterte, war die Tatsache, dass das New South Wales Corps

noch nie den Pulverdampf einer Schlacht gerochen hatte. Offiziere und gemeine Soldaten unterschieden sich kaum von den Sträflingen, die sie bewachen sollten. Sie waren korrupt und skrupellos in ihrem Vorgehen gegen die Deportierten, die ihnen ausgeliefert waren, wie auch gegen jeden anderen, der ihren Rum-Interessen im Wege stand.

Er erhob sich vom Sessel und trat ans Fenster, starrte hinaus in die Nacht. Es war wahr, was er MacArthur vorgeworfen hatte: Rum regierte die Kolonie. Ohne ihre Ration waren die Sträflinge nicht bereit zu arbeiten. Und wer als kleiner Siedler irgendetwas kaufen oder verkaufen wollte, musste Rum als Währung akzeptieren. Die korrupte Offiziersclique sorgte dafür, dass die einfachen Leute kaum Münzen in die Hand bekamen, und machte auf diese Art unglaubliche Gewinne.

»Und die Kolonie geht dabei langsam, aber sicher vor die Hunde!«, stieß Bligh zornig hervor. Statt Ausschweifungen jeglicher Art mit aller gebotenen Strenge entgegenzuwirken, unterstützten, ja förderten sie MacArthur und seine Komplizen. Er brauchte bloß zum Westufer hinüberzublicken, zum Lasterviertel von Sydney. Fackeln und Laternen machten in dem Gewirr schäbiger Lehmhütten, Bretterschuppen, Zelten und vereinzelter Ziegelhäuser die Nacht zum Tag, und fast glaubte er, das Grölen der Trunkenbolde, Glücksspieler und Huren hören zu können, die das Viertel bevölkerten. Wie ein schnell wuchernder Schimmelpilz hatte sich dieses Lasterviertel gleich hinter dem Fort und den Soldatenunterkünften auf der felsigen Landzunge ausgebreitet, das den bezeichnenden Namen The Rocks trug.

Bligh hob die geballte Rechte und schlug sie gegen das Fensterkreuz, dass das kostbare Glas klirrte. »Ich werde dich zur Rechenschaft ziehen, MacArthur, dich und deine Komplizen! Und ich werde diesen Ausschweifungen ein Ende machen. Das werde ich, bei Gott!«

Von Ausschweifungen aller Art verstand Sally Roebuck eine ganze Menge, verdiente sich die dralle, schon etwas verblühte Blondine doch damit ihren Lebensunterhalt, seit sie ihre sieben Jahre Strafe in New South Wales verbüßt hatte und wieder tun und lassen konnte, was ihr beliebte.

Die Dienste, die sie anbot, waren in den Rocks nicht weniger begehrt als Branntwein, Port und anderer Fusel, der überall verkauft wurde. Und so arbeitete sie als eines von drei käuflichen Mädchen bei Mama Joe, die eine der übelsten Rum-Spelunken des Viertels betrieb.

Mama Joe hatte mit Ausnahme ihrer Vorliebe für süße Liköre nichts Weibliches an sich. Ihre Stimme war wie ein Reibeisen, ihr Haar kurz wie Feldstoppeln und ihr Gesicht platt und vernarbt, sodass es so anziehend wie ein Schmiedehammer wirkte. Keiner wusste, wie sie richtig hieß, doch den männlichen Spitznamen trug sie nicht von ungefähr. Sie war von untersetzter, jedoch massiger Gestalt, ein wandelnder Muskelberg, und wer ihr irgendwo in einer dunklen Gasse begegnete, musste sie für einen Ringer halten und ging ihr vorsorglich aus dem Weg.

Mama Joe hatte selten Ärger in ihrer Spelunke, und wenn es welchen gab, dann dauerte es nicht sehr lange, bis die Quelle des Ärgers beseitigt war – was sie höchstpersönlich erledigte. Dies war der entscheidende Grund gewesen, warum Sally Roebuck sich ausgerechnet bei ihr verdungen hatte. Bei Mama Joe war eine Hure wie sie sicher, und sie hatte auch noch nie mit einem ihrer Kunden Ärger gehabt, egal, wie betrunken er auch gewesen war.

Bis jetzt.

»Nein! Das tue ich nicht!«, stieß Sally hervor und schlug die Hand des dickleibigen Flussschiffers zur Seite, der sich Jonas Duckworth nannte. Sie hatte ihn im Schankraum angesprochen, den Preis ausgehandelt und ihn dann in eine der drei winzigen Kammern geführt, in denen es noch nicht einmal ein Bett gab. Auf dem festgestampften Lehm Boden waren nur ein paar verlauste Decken ausgebreitet. Mehr konnten die Männer für die paar Pennies, die sie für die schnelle Befriedigung ihrer Lüste bezahlten, auch nicht erwarten. Und wenn dieser vollbärtige, stinkende Fettwanst glaubte, sie würde mehr tun als ihr Kleid hochschlagen, dann würde er Mama Joe kennenlernen.

»Zier dich nicht, verdammtes Flittchen!«, fluchte Jonas Duckworth. »Los, runter mit dem Fetzen. Ich will dich ohne alles!« Ich hab' bezahlt!«

»Aber nicht dafür! Ich zieh' mich nicht aus, kapiert? Nie!«, erwiderte sie heftig und versuchte sich vergeblich von seinem brutalen Griff zu befreien.

»Du ziehst dich nicht aus? Nie? Das werden wir ja sehen!«, stieß er wütend hervor und warf sie zu Boden.

Sally schlug mit dem Kopf auf den harten Boden und war einen Augenblick benommen. Doch die Schleier wichen sofort von ihren Augen, als sie die schwielige Hand des

klotzigen Flussschiffers auf ihren Brüsten spürte. Sie wehrte sich und schlug um sich, als er ihr nun in den Ausschnitt griff und das Vorderteil ihres Kleides auffetzte. Der Stoff riss wie Papier, und er lachte höhnisch auf, als nackte Haut darunter zum Vorschein kam.

»Na also! Jetzt kommen wir der Sache ja schon langsam näher!«, keuchte er, während er sie mit einer Hand gegen den Boden presste und mit der anderen das Kleid ganz aufzureißen versuchte.

Sally schrie nach Mama Joe.

Im nächsten Augenblick flog die Brettertür unter einem derben Fußtritt auf, und die massige Gestalt der Spelunkenbesitzerin füllte die Tür aus.

»Finger weg von dem Mädchen!«, befahl sie, und ihre Stimme klang so drohend wie das Grollen eines Vulkans.

»Verschwinde, alte Vettel!«, erwiderte Jonas Duckworth, ohne sich zur Tür umzudrehen. »Ich hab' bezahlt und werde mir holen, was mir zusteht!«

»Ich werd' dir zeigen, was dir zusteht!«, stieß Mama Joe hervor und schwang den Schlagstock, mit dem sie so gut umzugehen verstand wie ein ausgezeichneter Fechter mit seinem Degen.

Jonas Duckworth schrie vor Schmerz und Überraschung auf, als der Knüppel auf seinen Rücken niedersauste. Er ließ augenblicklich von Sally ab, wirbelte herum und sprang auf. Er wollte sich auf die Wirtin stürzen, doch da traf ihn der Schlagstock mit voller Wucht auf den rechten Oberarm. Tränen schossen ihm in die blutunterlaufenen Augen. Er wankte gegen die Wand der Lehmhütte. Sein Arm war kraftlos, wie gelähmt, und er wusste, dass er mit ihm diese Nacht keinen Schlag mehr austeilen würde.

»Was ist, Skipper? Hast du genug, oder willst du auf dein anderes Patschhändchen auch noch 'nen Klaps von Mama Joe haben?«, höhnte sie.

»Du verdammte Pestbeule!«, keuchte Jonas Duckworth.

»Er hat mir das Kleid zerfetzt!«, jammerte Sally.

»Er wird dafür bezahlen!«

»Den Teufel werd' ich!«

Der Schlagstock knallte keine Handbreit neben dem Kopf des Flussschiffers an die Wand. Kleine Lehmbrocken lösten sich und rieselten herab. »Und ob du zahlen wirst, Skipper!«, fauchte die Wirtin.

Jonas Duckworth starrte sie wutentbrannt an, erkannte jedoch, dass er ihr nicht gewachsen war. Und so griff er in die Tasche seines vielfach geflickten, speckigen Steuermannsrocks und warf Sally ein paar Pennies zu. »Die Pest über euch dreckiges Hurengesindel!«

»Mach, dass du rauskommst! Und beeil dich, sonst bring' ich dir noch das Laufen bei!« Mama Joe trat von der Tür zurück.

Sich den schmerzenden Oberarm haltend, kam der Flussschiffer aus der Kammer. Ein kurzer Gang verband die Zimmer der Huren mit dem Schankraum, in dem es wie jede Nacht hoch herging. Gut zwei Dutzend Männer drängten sich in der dreckigen, verräucherten Rum-Spelunke, und kaum einer war noch richtig nüchtern. Lautes Gejohle

und Gelächter erfüllte den niedrigen Raum, in dem es durchdringend nach Schweiß, Tabak und scharfem Branntwein roch.

Mama Joe schlug die zerfledderten Säcke zurück, die als Vorhang zwischen Schankraum und Gang dienten. »Lass dich hier nicht wieder blicken!«

Jonas Duckworth drückte sich an ihr vorbei und war froh, dass ihnen kaum jemand Beachtung schenkte. Er verstand überhaupt nicht, wie sie bei diesem Lärm den Schrei des Mädchens hatte hören können. Aber sei's drum.

»Wir werden uns wiedersehen!«, fühlte sich der klobige, dickleibige Flussschiffer zu einer Drohung verpflichtet. »So billig kommst du nicht davon, da kannst du Gift drauf nehmen!«

Mama Joe spuckte verächtlich aus. »Komm nur wieder, wenn du dir alle Knochen im Leib brechen lassen willst, Fettwanst! Mir soll's recht sein!«

Ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit einem tätowierten Drachen auf der nackten Brust löste sich aus einer Gruppe Zecher und kam zu Duckworth und Mama Joe herüber. Er hatte den breitbeinigen Gang eines Seemannes. Seine sehnige Hand lag auf dem geschnitzten Griff des Messers, das er vorn an der linken Hüfte trug. Es war Nick Slayton, Jonas Duckworth' Bootsman.

»Ist was, Captain?«, fragte er und warf Mama Joe einen Blick aus schmalen Augen zu.

»Verschwindet! Beide!«, befahl die Wirtin.

»Dreckiges Gesindel!«, fluchte der Flussschiffer und bedeutete seinem Bootsman mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen. Wütend stapfte er auf den Ausgang zu. »Je eher wir aus diesem stinkenden Rattenloch raus sind, desto besser.«

»Was ist denn passiert, Captain?«, wollte Nick Slayton wissen, als sie draußen auf der staubigen Straße standen.

»Verdammt noch mal, was soll schon passiert sein!«, brauste der Flussschiffer auf. »Dieses Dreckstück, das mich da abgeschleppt hat, hat mich erst heiß gemacht und sich dann wie 'ne prude Jungfrau aus 'nem feinen Mädchenpensionat geziert, und da hat es eben Stunk mit der Alten gegeben!«

Nick Slayton warf ihm einen schadenfrohen Blick zu, passierte es doch nicht alle Tage, dass jemand dem herrischen Captain Duckworth nicht nur die Stirn zu bieten wagte, sondern auch noch als Sieger aus einem Streit mit ihm hervorging. »Sie haben 'ne Menge Pech in letzter Zeit, will mir scheinen«, stichelte er.

»Halt das Maul, Mann!«, blaffte Duckworth ihn an.

Nick Slayton gab nicht viel darauf. Er wusste, dass er der beste Mann auf der Enterprise war und der Captain es sich gar nicht leisten konnte, ihn von Bord zu schicken. Er genoss gewisse Privilegien, war er doch der Einzige, den Jonas Duckworth ins Vertrauen zog und mit dem er sich besprach, wenn es irgendwelche Probleme gab.

»Wissen Sie auch, dass Sie in letzter Zeit verdammt gereizt sind, Captain?«

»So?«, brummte dieser.

»Ja, seit Jessica Brading Ihnen 'nen Strich durch die Rechnung gemacht hat«, sagte Nick Slayton.

»Lächerlich! Dummes Gewäsch, was du davon dir gibst!«, schnaubte der Flussschiffer und schob das Kinn aggressiv vor, als wollte er sich im nächsten Moment auf Nick stürzen, um seiner ohnmächtigen Wut Luft zu machen.

»Gehen wir noch irgendwo einen trinken?«

»Nein! Wir kehren aufs Schiff zurück!«, bestimmte Duckworth.

Nick Slayton zuckte gleichgültig die Achseln. »Ganz wie Sie meinen, Captain.«

Während sie die Rocks durchquerten und zur Anlegestelle der Enterprise im Hafen hinuntergingen, hüllte sich Jonas Duckworth in ein düsteres Schweigen, was in einem krassen Gegensatz zu seiner sonst doch so lauten, schwatzhaften Art stand.

Joans Duckworth' Schaluppe war genauso plump und ungepflegt wie ihr Besitzer. Das Deck war verdreckt, Tauwerk lag unordentlich herum, und die Segel glichen mehr einem Haufen Lumpen, die zum Verbrennen bestimmt waren.

»Komm mit in meine Kajüte!«, befahl Duckworth und stolperte den Niedergang hinunter. »Wir trinken da noch was.«

Nick Slayton grinste, während er ihm folgte. Er wusste, dass sein Captain noch mit ihm reden wollte, und er wäre jede Wette eingegangen, dass Jessica Brading das Thema sein würde.

Der Bootsmann hätte die Wette gewonnen.

Kaum hatte Jonas Duckworth eine Lampe in der Achterkabine entzündet, zwei Becher mit Branntwein aus der bauchigen Korbflasche gefüllt und sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, als er auch schon begann: »Der Teufel soll mich holen, wenn Jessica Brading mir 'nen Strich durch die Rechnung gemacht hat!«

Nick Slayton hob die Augenbrauen. »Hat sie das denn nicht, Captain?«

»Sie versucht es! Aber sie wird es nicht schaffen!«

Der Bootsmann nahm einen kräftigen Schluck. Die Enterprise gehörte zu den wenigen Booten, die die Siedler am Hawkesbury River mit allen möglichen Waren versorgten und auch den Abtransport der Ernte zu den großen Siedlungen wie Parramatta oder Sydney besorgten. Da das Siedlungsgebiet am Hawkesbury quasi in der Wildnis und mit dem Ochsenkarren mindestens zwei Tagesreisen von Sydney entfernt lag, waren die Farmer dort auf die Flussschiffer angewiesen – auch Jessica Brading, die seit dem gewaltsamen Tod ihres Mannes nun Besitzerin von Seven Hills war, mit über dreitausend Acres Land eine der größten und auch ertragreichsten Farmen der Sträflingskolonie.

Jahrelang hatte Seven Hills seine Ernte mit der Enterprise nach Sydney transportieren lassen. Bis Jonas Duckworth dann vor ein paar Monaten in seiner Raffgier auf die zweifelhafte Idee verfallen war, die Frachtraten für einen Buschel Getreide von einem Shilling und einen Penny sprunghaft auf einen Shilling und Sixpence zu erhöhen. Jonas Duckworth hatte sich mit den anderen Flussschiffen abgesprochen und geglaubt, die Farmer in der Hand zu haben und auspressen zu können, auch Jessica Brading. Doch die hatte sich nicht zähneknirschend wie die anderen Farmer mit den neuen Preisen abgefunden, sondern den Fehdehandschuh aufgenommen und ihm die Zähne gezeigt.

»Ich bin schon der Meinung, dass die Brading Ihnen 'nen Strich durch die Rechnung

gemacht hat«, widersprach Nick Slayton nun seinem Captain, »und zwar einen verdammt dicken sogar. Sie ist auf uns nicht mehr angewiesen, wo ihr nun fünfzig Prozent an der Comet zuhören. War ein cleverer Schachzug, selber in das Transportgeschäft einzusteigen und sich an 'nem Schiff zu beteiligen. Die Comet ist 'n prächtiger, stolzer Marssegelschoner, und Captain Rourke versteht sein Handwerk.«

Duckworth machte eine unwillige, wegweisende Handbewegung, dass Branntwein aus seinem Becher schwappte. »Patrick Rourke ist ein verdammt Ire und ein Verräter! Aufhängen sollte man den Mistkerl! Aber er wird noch dafür bezahlen, dass er uns in den Rücken gefallen ist!«

»Er hatte Schulden, und Jessica Brading hat ihm offenbar ein Angebot gemacht, das er nicht ausschlagen konnte«, sagte der Bootsmann achselzuckend. »Sicher ist jedoch, dass Sie Ihre hohen Frachtraten nicht mehr halten können, Captain. Es heißt, dass die Comet zum alten Preis Fracht annimmt und schon bald zu ihrer ersten Fahrt den Hawkesbury hinauf aufbrechen wird.«

»Den Teufel werd' ich tun!«, schnappte Duckworth. »Ich kriech' doch nicht vor einem verdammt Weibsbild zu Kreuze!«

Nick Slayton dachte an die Szene in Mama Joes Rum-Spelunke, hielt es aber für klüger, seinen Captain nicht noch mehr zu reizen. »Jessica Brading hat 'nen verdammt guten Ruf bei den Siedlern am Hawkesbury«, gab er ruhig zu bedenken. »Die Leute hören auf sie, und wenn Patrick Rourke zum alten Preis segelt, wird sich der eine oder andere Flussschiffer bald genötigt sehen, auch zu den bisherigen Frachtraten zurückzukehren. Wer wird Ihnen dann noch 'nen Shilling und Sixpence zahlen wollen, Captain?«

Duckworth blickte ihn feindselig an. »Das hört sich an, als ständest du auf ihrer Seite, Nick!«

»Ich steh' auf Ihrer Heuerliste, Captain«, gab der Bootsmann ärgerlich zurück, »aber so sind die Dinge nun mal. Jessica Brading hat das Tauziehen gewonnen, ob es Ihnen nun passt oder nicht.«

»Noch hat sie gar nichts gewonnen!«, stieß Duckworth hervor. Hass sprühte aus seinen Augen, und sein narbiges Gesicht, das von einem wildzerzausten schwarzen Vollbart umrahmt wurde, verzerrte sich. Nie würde er es ihr verzeihen, dass sie ihn erst monatelang an der Nase herumgeführt und ihn dann durch ihre überraschende Partnerschaft mit Captain Patrick Rourke zum Gespött der anderen Flussschiffer gemacht hatte. »Gut, ihr gehört die Hälfte der Comet, aber so leicht gebe ich mich nicht geschlagen. Ich werde schon Mittel und Wege finden, um ihr zu zeigen, dass es nicht ratsam ist, sich mit Jonas Duckworth anzulegen!«

»Und wie soll das geschehen?«, wollte der Bootsmann wissen.

Duckworth knallte seinen Becher grimmig auf den Tisch. »Keine Sorge, mir wird schon etwas einfallen. Der Sommer hat ja gerade erst begonnen, und es bleibt bis zur Ernte noch Zeit genug, um mit Jessica Brading und Patrick Rourke abzurechnen!«

»Da bin ich aber mal gespannt«, meinte Nick Slayton.

»Rourke will bald zum Hawkesbury aufbrechen, hast du gesagt?«, fragte Duckworth

mit gefurchter Stirn.

»Ja, schon morgen, wie es heißt.«

»Wir werden vor ihm da sein!«, beschloss Jonas Duckworth spontan. »Schmeiß die faule Bande aus den Kojen, Nick! Wir segeln sofort los!«

»Heute Nacht schon?«, fragte der Bootsmann verwundert. »Ja, aber das ist nicht ungefährlich ...«

»Willst du mir Unterricht erteilen, Mann?«, fuhr der Captain ihn wütend an. »Ich kenn' die Gewässer wie meine Rocktasche, und der Wind steht günstig. Also beweg dich und hol die versoffene Bande an Deck!«

»Aye, aye, Captain.« Nick Slayton stellte seinen Rumbecher ab und verließ kopfschüttelnd die Kajüte. Jonas Duckworth bezahlte ihn gut. Doch manchmal fragte er sich, ob es nicht besser wäre, wenn er sich ein anderes Schiff suchen würde – und einen anderen Captain, der nicht so unberechenbar und despotisch war wie Jonas Duckworth.

Mit einem erstickten Schrei auf den Lippen entfloh Jessica ihrem quälenden Albtraum, richtete sich jäh im Bett auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit ihrer Schlafkammer. Die alpträumhaften Bilder verblassten jedoch schnell, und ihr Atem beruhigte sich.

Ein Blick zum Fenster sagte ihr, dass es kurz vor Sonnenaufgang war. Im Osten zeigte sich am Horizont ein fahles dunkles Grau. Doch auch so hätte es sie nicht länger im Bett gehalten.

Jessica schlug die Decke zurück, streifte das luftige Nachtgewand von den schlanken Schultern und trat an die Waschkommode. Sie goss kühles Wasser aus der Kanne in die große Schüssel und wusch sich den Schweiß ihres von Albträumen erfüllten Schlafes von Gesicht und Körper. Dann legte sie ein dünnes Mieder an und schlüpfte in ein einfaches Kleid aus flaschengrünem Kattun, das gut zu ihren seegrünen Augen und ihrem blonden Haar passte, welches ihr in sanften Wellen bis auf die Schultern fiel. Sie bändigte ihre Haarpracht mit einem grünen Band und verließ ihr Zimmer.

Es war noch still im großen Farmhaus am Hawkesbury. Doch es würde nicht mehr lange dauern, bis Lisa Reed, die stämmige Köchin, in ihrem Reich mit Pfannen und Töpfen zu klappern beginnen und das Küchenmädchen, die arme Anne, hin und her scheuchen würde.

Jessicas erster Gang führte sie in das Zimmer ihres sechsjährigen Sohnes Edward. Noch vor Tagen hatten sie auf Seven Hills um sein Leben gebangt, war er doch unten bei der Anlegestelle von einer Giftschlange gebissen worden. Wenn die Vorsehung Mitchell Hamilton an jenem Tag nicht von Parramatta nach Seven Hills und zu Edward an den Fluss hinuntergeführt hätte, läge ihr Sohn jetzt schon dort draußen auf dem kleinen Friedhof neben seinem Vater Steve, der im Februar, vor acht Monaten, das sinnlose Opfer eines Sträflingsaufstandes geworden war.

Edward schlief tief und fest. Zärtlich fuhr sie ihm über das dichte dunkle Haar. Er seufzte wohligh im Schlaf und drehte sich dann auf die Seite, die Beine angezogen und das weiche Kissen an sich gedrückt.

»Schlaf noch, mein Schatz«, flüsterte Jessica voller Zärtlichkeit und Dankbarkeit, dass Gott sein junges Leben verschont hatte.

Jessica schlich auf Zehenspitzen hinaus, öffnete die Tür des angrenzenden Zimmers und überzeugte sich davon, dass auch Victoria, Edwards vierjährige Schwester, noch fest schlummerte.

Ihr Blick fiel auf die Tür am Ende des Ganges. Dahinter lag Mitchell Hamilton im Gästebett. Sie zögerte einen Augenblick. Dann gab sie sich einen Ruck und eilte schnell davon, trat auf die hintere Veranda hinaus und atmete die noch kühle Morgenluft tief ein. In wenigen Stunden, wenn die Sonne hoch am Himmel stand und auf das Land niederbrannte, würde die Luft vor Hitze flirren. Noch einige Wochen, und die Hitze würde

auch nachts kaum nachlassen.

Der breite Strom des Hawkesbury River war im Dämmerlicht des jungen Morgens ein dunkles Band, das sich in weiten sanften Schleifen zwischen endlose Ebenen, hohe Eukalyptuswälder und meilenweite Hügelketten gelegt hatte. Der mächtige Strom trug seine Fluten der Küste entgegen, und das leise Rauschen an seinen Ufern war wie ein geheimnisvolles Raunen, als wüsste der Fluss so manch eine Geschichte zu erzählen.

Jessica ging um das Farmhaus herum, das schönste und am besten gebaute am Hawkesbury, das auf der flachen Kuppe des größten der sieben Hügel stand, die dieses Gebiet beherrschten und der Farm auch ihren Namen gegeben hatten. Es war ein langgestrecktes Gebäude, das auf einem massiven Steinfundament ruhte und Wände aus schweren Balken besaß. Die Fugen waren mit Lehm ausgefüllt. An jeder Schmalseite des Hauses erhob sich ein mächtiger Kamin aus rotgebrannten Backsteinen. Das Haupthaus von Seven Hills konnte sich wahrlich sehen lassen, wenn man es mit den primitiven Behausungen der anderen Siedler verglich, die zumeist aus einem Astgeflecht bestanden, das mit Lehm beworfen war. Auf der Brading-Farm waren sogar die Unterkünfte der freien Arbeiter und der Sträflinge, insgesamt sechsundzwanzig an der Zahl, besser gebaut.

Ihr Blick wanderte über die Äcker, Felder und Weiden, die sich im Licht der aufgehenden Sonne in ein flammendes Meer der Fruchtbarkeit zu verwandeln schienen und weiter reichten, als das Auge von der Anhöhe aus zu schauen vermochte.

Wie sie dieses Land doch liebte – trotz aller Gefahren, die die unberechenbare Natur für die Siedler in diesem entlegenen Landstrich der Kolonie bereithielt. Es war bei Gott ein noch wildes, kaum gezähmtes Land, in dem nur die Widerstandsfähigsten und Härtesten eine Chance hatten zu bestehen. Doch es war gleichzeitig auch ein Land der Verheißung, wo man sich kraft seiner Hände und seines unbeugsamen Willens etwas aufbauen konnte.

Jessica ging zur nahen Pferdekoppel hinüber, um ihren Liebling Adrian zu begrüßen. Der dreijährige Wallach, dessen rotbraunes Fell im Sonnenlicht seidig glänzte, kam sofort herangaloppiert, als er seine Herrin nahen sah. Er wieherte freudig, als sie ihn liebevoll tätschelte.

»Ich weiß, du brauchst Bewegung, nicht wahr? Einen richtigen Ausritt. Mal sehen, ob ich heute dafür Zeit finde, mein lieber Adrian«, sprach sie zu ihm, und sie deutete sein Nicken und Wiehern als Zustimmung.

Sie wandte sich um, als sie Stimmen hörte, die vom Hof gedämpft zu ihr herüberdrangen. Die kleine Siedlung aus einfachen Unterkünften, die jenseits der zahlreichen Nebengebäude auf der dem Fluss abgekehrten Seite einen Halbkreis bildete, erwachte zum Leben. Männer und Frauen liefen zum Brunnen, und vor den Häusern wurden Feuer entfacht, um Tee zu kochen und Fladenbrot zu backen.

Und dann bemerkte sie die hochgewachsene, schlanke Gestalt, die gerade von der Veranda des Farmhauses trat und den Pfad durch die Wiesen einschlug, der zu ihr zur Pferdekoppel führte. Es war ein Mann, der rehbraune Reithosen und polierte Stiefel trug, die wie ein Spiegel glänzten.

Sie kniff die Augen zusammen, weil die aufgehende Sonne sie blendete, erkannte ihn im nächsten Moment jedoch schon am Gang. Es war Mitchell Hamilton, der Mann, dem sie so viel verdankte – und der nach sieben Jahren plötzlich wieder in ihr Leben getreten war und wieder Gefühle in ihr geweckt hatte, die sie längst für erstorben geglaubt hatte. Der Mann, der ihr grausames Sträflingslos auf der monatelangen Überfahrt von England nach Australien gelindert hatte, soweit es in seiner Macht stand, und der ihr das Leben gerettet hatte, als das Sträflingsschiff kurz vor dem Ziel an der fremden, unwirtlichen Küste gestrandet war. Und nun verdankte sie ihm auch noch das Leben ihres Sohnes.

Ein versonnenes Lächeln trat auf ihr Gesicht, das nicht in klassischem Sinne schön war, aber dennoch eine Schönheit ausstrahlte, die wenig mit makellosen Gesichtszügen zu tun hatte, sondern mehr von innen kam.

Mitchell hatte sie erreicht. Seine Augen, die von einem durchdringenden Blau waren, ohne jedoch eine Spur von Kälte zu haben, ruhten bewundernd auf ihr. »Kein junger Morgen kann so strahlend schön sein wie du, Jessica«, sagte er zärtlich. »Die Sonne sollte bei deinem Anblick ihr Haupt verhüllen vor Neid.«

Jessica errötete. »Mitchell, sag so etwas nicht.«

»Warum nicht? Darf man die Wahrheit nicht mehr aussprechen?«

»Du machst mich verlegen.«

»Dann wird es Zeit, dass du dich daran gewöhnst«, sagte er und lächelte sie an.

»So früh schon auf den Beinen?«, wechselte sie das Thema.

»Du warst schon früher auf, Jessica.«

»Du hast mich gehört? Ich wollte dich nicht wecken. Ich dachte, ich wäre so leise gewesen. Es tut mir leid.«

»Nein, du hast mich nicht geweckt. Ich hatte es irgendwie im Gefühl.«

»Ich hab' schlecht geschlafen«, sagte sie.

»Wieder diese Albträume?«

Jessica nickte. »Manchmal denke ich, ich werde sie mein Leben lang nicht los«, sagte sie leise. »Dabei sind seit jenen Ereignissen schon über sieben Jahre vergangen. Doch ich träume immer wieder davon ... von der Auspeitschung und was danach geschah, in der Kabine des Offiziers.«

Mitchell berührte sie sanft am Arm. »Ich wünschte, ich könnte dir helfen, diese Zeit endgültig zu vergessen.«

»Du hast schon so viel für mich getan, Mitchell.«

»Aber längst nicht genug«, sagte er eindringlich.

»Ich weiß«, sagte sie leise.

»Aber du weichst mir immer wieder aus, Jessica. Drei Tage bin ich nun schon auf Seven Hills, und es waren schöne Tage, aber du hast es immer so einzurichten verstanden, dass wir kaum einmal Zeit für uns allein hatten«, sagte er mit sanftem Vorwurf in der Stimme.

»Wir hatten viel Arbeit«, wick Jessica aus und stieß sich vom Zaun ab. »Die Schafe mussten geschoren werden, und das Bewässerungssystem für die Felder ist noch längst